

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 7 (1917)
Heft: 14

Artikel: Verdingkinder [Schluss]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635847>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der noch eine Reihe schweizerischer Ostergebräuche mitzuteilen weiß, z. B. das Händewaschen während des ersten Ostergeläutes im Vagnestäl (Wallis), wodurch man Warzen vertreibt oder sich vor solchen schützt, das Brotsegnen im Wallis etc.

Ostern ist vor allem das Fest der Kinder. Wie freuen sie sich doch über die farbigen Eier! Ueber das Symbol, das sie verkörpern, schrieb Gottlieb: „Die Eier haben am Ostertage ihre wahre, hohe Bedeutung; sie sind gleichsam Wappen und Sinnbild dieses Tages. Man hat viel über der Ostereier Ursprung und Bedeutung gedacht, wenigstens geschrieben, und doch ist die Sache so einfach. Das Ei ist eine geheimnisvolle Kapsel, welche ein Werden birgt, ein rauhes Grab, aus welchem, wenn die Schale bricht, ein neues feineres Leben zutage tritt. Darum freut man sich absonderlich der Ostereier, dessen eigentlich Leben in der Zukunft ist, dessen eigentlich Wesen noch verhüllt und verborgen liegt. Darum ist Ostern der Kinder Freudentag, darum lieben sie so sehr die Ostereier. Der Kinder Leben liegt in der Zukunft; das Beste in ihm, Zeitliches und Ewiges, ist noch verhüllt im Kinde, muß erst auferstehen. Darum liebe Mädchen, in denen so viel steckt, was werden möchte, die Ostereier so sehr lieben und das Eierspiel, welches wir tüpfen heißen.“ Die Eier mit den Sonnenfarben und die vielerorts jetzt noch üblichen Gebäcke waren einst die der Göttin Ostara dargebrachten Opfer. Die Ostereier wurden im heiligen Eichenhain von den Opferungsfrauen versteckt und mußten von den Kindern gesucht werden. Dieses Eiersuchen ist jetzt noch vielfach üblich. Als Knabe habe ich mich jeweilen auch mit Feuereifer damit beschäftigt. Gelegt sind die Eier vom Osterhasen (an einigen Orten vom Ruckuck, so wenn ich nicht irre, im Zugerländchen). Auch dieser Glaube ist germanisch-heidnischen Ursprungs. Der Hase war das heilige Tier der Frühlingsgöttin Ostara, das „Tüpfen“ oder „Tümpfen“ endlich, das Eierauschießen, das Eierauslesen und wie die Eierspiele alle heißen, sind so bekannt, daß man sie nicht näher beschreiben muß, ebenso wie etwaige unehrliche Handlungen beim „Tüpfen“, indem Eier aus Holz, Stein Harz etc. verwendet werden. Bei uns war's auch üblich, die Eier in einen Haufen von Walddameisen zu legen, weil sie dadurch stärker wurden.

Noch eines nun fast verschwundenen Osterbrauches erinnere ich mich, den ich in meinen Jugendtagen selbst pflegte, des Eierfangens. Man zog von Haus zu Haus und sang mit rührender Herzlichkeit ein Lied, und dafür bekam man ein Osterei. Wer nicht singen konnte, sagte einen Vers auf, und wer auch das nicht konnte, verlangte einfach ein Osterei. Häufig aber wuchs sich dieses Eierfangen in eine Bettelerei und Landplage aus, weshalb einzelne Gemeindebehörden dagegen einschritten. Die hohen Eierpreise machen heute solche Maßnahmen unnötig. F. V.

Derdingkinder.

(Schluß.)

Daß ich überall, wo ich hingeh, in Kinderschutz arbeite, ist selbstverständlich; es liegt mir sozusagen im Blut, und so kam es auch, daß ich in meinem Ferienaufenthalt im Berner Oberland von zwei Derdingkindern hörte. Eine alte Frau erzählte mir: „Ihr hättet die Kinder sollen ankommen sehen hier im Dorf, Hand in Hand, der fünfjährige Knabe mit viel zu großen, zerrissenen Schuhen, die ihm das Gehen erschwerten, Hofen mehr Loh wie Stoff, in der einen Hand ein kleines Bündelchen, an der andern das vier Jahre alte Schwesterchen führend, beide mit grauen toberasteten Gesichtern, die längst das Lachen verlernt.“ Die Leute dort oben sind arm und haben genug mit sich selbst zu tun, deshalb tut sich ihr Mitleid nicht so kund. Manchmal eine Mutter schüttelt wohl den Kopf und sagt: „Ja, ja, so Derdingkinder sind arme Kinder.“ Aber sie vermag eben nichts zu tun, weil sie arm und im Kampf ums Dasein

erhärtet ist. Es ließ mir natürlich keine Ruhe mehr und eines Abends machte ich mich auf den Weg; tagsüber waren die Leute nämlich auf der Alp. Die Frau mußte schon von meinem Interesse für die Kinder gehört haben, sie war sofort bereit, mir ihre Geschichte zu erzählen. „Der Vater sei ein liederlicher Mensch und die Mutter irgendwo in Stellung, könne sich daher nicht um die Kinder bekümmern. Diese seien von der Armenbehörde versorgt und schon in verschiedenen Händen gewesen. Sie — die Erzählerin — sei zufällig beim Armenhaus im Tal unten vorbeigegangen, wo vorübergehend nebst Kranken auch in Pflege zu gebende Erwachsene und Kinder untergebracht würden, bis ein passender Ort für diese gefunden sei, als eben die beiden Kinder um billiges Kostgeld ausgedient worden seien. Sie hätte sich für den Knaben gemeldet gehabt, und im Moment, als sie mit demselben den Heimweg antreten wollte, hätten sich die Kinder laut weinend fest umschlungen und wären nicht zu trennen gewesen. Gerührt hätte der Beamte geraten, doch das Mädchen auch gleich mitzunehmen und sie hätte nicht anders gekonnt, wenn schon sie arm sei und das Kostgeld gering.“

Während des Erzählens stand der kleine Ernst vor mir, die Hände auf dem Rücken, und betrachtete mich aus klugen Augen; sein Schwesterchen war schon zu Bett. Eine kleine Nascherei, die ich den beiden mitgebracht, ließ er sich schmecken und das Behagen darüber machte sich kund im Glänzen der Augen, als wenn dort ein Lichtlein aufgegangen. Ich besuchte die Kinder täglich und merkte mir gar manches. Ich sah die Unordnung im Hause, sah auf dem Grund einer soeben geleerten Tasse, die von der Frau bei meinem Erscheinen schnell beiseite gestellt wurde, den dicken schwarzen Kaffeesatz, der keine Spur von Milch aufzuweisen hatte. Ich erkundigte mich so unauffällig wie möglich über die Pflegeeltern, aber niemand rückte mit offener Sprache heraus. Das Resultat meiner Nachfragen ergab, daß die Leute sich nie und nimmer eigneten, Kinder zu erziehen.

Auf den Sonntag freute ich mich, die Kinder zu mir einzuladen und mit ihnen spazieren zu gehen; ich mochte fast nicht warten, ihnen mit guter Milch, Brot und Honig aufzuwarten. Aber wie groß war mein Kummer, als nach den ersten hastig genossenen Bissen der Knabe sich zurücklehnte und sagte: „Es wird mir übel“, und ebenso das Mädchen. Eine Frau, die über den Gartenzaun der „Fütterung“ zusah, belehrte mich, daß solche arme Kinder kein Fett ertragen, ihre Mägen für solche Kost nicht eingerichtet seien. Als sich die Kleinen wohler fühlten, gingen wir zusammen in den nahen Wald und mein Mann und ich waren erstaunt über das gesittete, nette Wesen des Knaben. Er fühlte sich als Beschützer seines Schwesterchens; wenn dieses eine Treppe hinunterging, schritt er voran und hielt schützend die Hände vor, daß es nicht falle; oder wenn es ein Bedürfnis befriedigen wollte, sprang er rasch hinzu, bedeutend, daß hier nicht der Ort sei, das Röddchen zu „lüften“, wie er sich ausdrückte, und ging mit ihm hinter einen Baum und war behilflich mit einem selbstverständlichen Ernst . . .

Ich beschloß, mit dem Gemeindepräsidenten zu sprechen und wenn möglich nach einem geeigneten Pflegeort mich umzusehen. Aber da kam ich schon an; der Mann, seines Zeichens Schreiner, wohnte gegenüber dem Häuschen, wo die beiden Kinder untergebracht waren. Er hatte, wie er sagte, mein Treiben längst beobachtet und konnte nicht begreifen, wie ich mit diesen Kindern mich unterhalten mochte, ja sogar mit ihnen spazieren ging. Der Knabe sei nicht wie er sein sollte, er lüge usw. Ich fühlte heraus, was er damit hat sagen wollen: ich hätte eben seine Kinder bevorzugen sollen. — Ich habe alle Kinder gern und für jedes ein freundliches Wort; aber die armen, verlassenen, die sind meine Welt!

Ich schrieb dem Armeninspektor jenes Bezirkes, aber leider gingen unsere Ferien ihrem Ende entgegen. Nachdem

ich die Kinder noch mit etwas Unterleiden versorgt, mußten wir den Ort verlassen, und ich war über das fernere Schicksal noch im Unklaren. Die Pflegeeltern waren überhaupt in der letzten Zeit nicht mehr freundlich und auch die Kinder hatten sie mir entfremdet. Ohne daß ich etwas gesagt, merkten sie doch heraus, daß ich einen bessern Pflegeort für richtig hielt, und den Kindern mochten sie gesagt haben, daß diese böse Frau sie nur wieder wegnehmen wolle. Da das Wetter schon anfangs empfindlich kalt zu werden, hat ich unsere Wirtin, doch darüber zu wachen, daß wenigstens die wärmeren Kleider benuzt und nicht etwa verkauft würden, was bei solchen Leuten stets zu erwarten ist. Erst einige Wochen später, als ich vernahm, daß die Kinder nach einem größeren Dorfe des Berner Oberlandes verbracht worden seien, verließen mich meine quälenden Gedanken.

Das sind einige von meinen vielen Erfahrungen. Wenn ich damit den Lesern so recht die dringende Notwendigkeit des Kinderschutzes vor Augen führen konnte, bin ich zufrieden, und ich möchte daher alle Kinderfreunde herzlich einladen, dem Kinderschutz beizutreten oder als Vormünder und Beschützer verfolgter Kinder zu wirken, aber, namentlich auf dem Lande, nicht in der Gemeinde, wo man ansässig ist, sich wählen zu lassen, wo aus freundschaftlichen Gründen nicht eingeschritten werden darf.

Ich bin zum Beispiel nicht Freundin der Anstalts-erziehung, über welche schon viel geschrieben worden ist; aber solange die Kostgelder der Armenbehörde so gering sind, ziehe ich Anstalt der Privaterziehung vor, dies besonders aus dem Grunde, weil in ersterer die Kinder alle gleich gehalten werden und man ihnen nicht stets die Sünden der Eltern oder ihre Herkunft vorhält und im kleinsten kindlichen Vergehen den zukünftigen Verbrecher prophezeit. Wohl gibt es Plätzchen, wo Verdingkinder gut aufgenommen sind, aber sie gehören immerhin zu den Ausnahmen.

Wird aber ein anständiges Kostgeld bezahlt, so werden sich eher gewissenhafte Leute melden. Etwas Rechtes muß immer recht bezahlt werden. Ich bin erstaunt, welche große Summen Geldes während der Kriegszeit ins Ausland wandern für alle möglichen gewiß notwendigen Bestrebungen. Aber wieviel von diesem Geld hätten wir auch in der Schweiz so bitter nötig.

Unsere Sektion Stadt ist schon oft in den Fall gekommen, da und dort ein Kostgeldchen aufzubessern und so einem armen Kinde seine ihm lieb gewordene Heimat zu erhalten.

Gegenwärtig macht sich eine Bewegung des Kinderschutzes zur Hebung und Erhaltung einheimischer Industrie bemerkbar; man sucht unsere Leute im Lande zu behalten, man will ihnen etwas bieten. Da möchte ich allen zurufen: „Fangt bei der Jugend an!“ Bietet den Armen, den Verlassenen, deren Zahl nicht gering ist, eine Heimat! Wie mancher ist schon ausgewandert mit verbittertem Herzen, der als „verschupftes“ Kind seine Jugend verbracht. Er sucht sein Glück im fernen Land, wo vielleicht ein größerer Verdienst winkt; aber das Glück findet er nicht; es ist nur da zu finden, wo die Heimat ist.

Ein Blick in die Volkswirtschaft.

Unser Schweizervolk bildet einen großen Haushalt. Einer arbeitet für den andern. Alle sorgen für einander in Familie, Gemeinde, Kanton und Eidgenossenschaft, d. h. es sorgen die Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen. Alle, alle essen, verbrauchen Kleider und Schuhe und wollen unter einem guten Dache wohnen. Damit wären aber die wenigsten zufrieden. Wir haben täglich noch viele andere Bedürfnisse. Wir Schweizer sind gar „vielbrüchig“ zu nennen.

Hinter allem, was der Mensch bedarf, steckt Arbeit, hinter jedem Bissen Brot, hinter jeder Schuhsohle, hinter jeder Zigarette. Wer verrichtet diese Arbeit? Entweder erarbeiten wir selbst, was wir zum Leben nötig haben, oder wir schaffen Gegenwerte, die wir verkaufen. Mit dem erworbenen Gelde kaufen wir dann, was wir nötig haben oder wünschen. Wir leben in einer Zeit zunehmender Arbeitsteilung. Die einen beschäftigen sich in Landwirtschaft, in Handwerk und Industrie mit der Gütererzeugung — auch Produktion genannt; andere beschäftigen sich in Handel und Verkehr mit der Güterverteilung. Diese Güterverteilung ist aber nicht möglich ohne die Gütererzeugung. Letztere ist darum die Hauptsache. Sie bildet den Unterbau der Volkswirtschaft.

Wer nun tiefer in das Volksleben hineinblickt, beobachtet, wie unsere einheimische Bevölkerung sich immer mehr in die Bureaux und in die Staatsstellen drängt. Die Landwirtschaft leidet unter dem Mangel an brauchbaren Arbeitskräften und ist immer mehr auf die Maschinen und auf ausländische Arbeitskräfte angewiesen, desgleichen Handwerk und Industrie, vor allem in der Handarbeit. Durch die Abwanderung der vielen Ausländer sind Lücken entstanden, die uns mit erschreckender Deutlichkeit zu erkennen geben, auf welchen Wegen wir uns befinden. Immer mehr wäre unsere Produktionsarmee — vor allem deren Unteroffiziers- und Offiziersposten — von Fremden besetzt worden und damit hätte man uns langsam, langsam den Hauschlüssel aus der Hand gewunden.

Schweizerjugend, sieh zu, wie du unsere alte Schweizerfreiheit wahrst! Wie kann sie gedeihen, wenn wir in wirtschaftliche Abhängigkeit geraten? Das droht uns mit unserer Flucht in die Bureaux und in die Staatsstellen. Vor den Bureaux stauen sich die arbeitslosen Kommis und Magaziner, in den Staatsstellen verfaulen erworbene, wertvolle Handgeschicklichkeit und erlahmen vielfach Tatkraft und Unternehmungsgest. In den studierten Berufen zeigt sich eine beängstigend große Zahl stellenloser Lehrer, Juristen und Techniker.

Auf der einen Seite ist Menschenmangel und dadurch ein Brachliegen von Arbeitsfeld, auf der andern Seite Menschenüberfluß und dadurch ein Brachliegen von wertvollen Arbeitskräften.

Ist das nicht eine verkehrte Welt? Ein jeder von uns jagt dem Glücke nach. Wir alle hungern und dürsten nach wahrer Lebensfreude, möchten uns und andern etwas sein. Gelingt es uns? Haben wir's nicht alle zu hoch im Kopf? Nein, doch nicht alle! Da und dort ist noch gute, alte Schweizerart erhalten geblieben, eine solide, einfache Lebensweise, bei der man alt wird und dabei gesund und fröhlich bleibt. Vielleicht zwingt uns andere die eiserne Not des Krieges und seiner Folgen zu einer Umkehr und Rückkehr, zu der uns freiwillig die Einsicht und der Mut fehlen.

Obiger Aufsatz entstammt dem feinen Büchlein „Berufswahl und Lebenserfolg, ein Wort an die aus der Schule entlassene Jugend und deren Eltern von Otto Stocker, Basel, Sekretär für Berufsberatung. Herausgegeben von der Schweiz gemeinnützigen Gesellschaft.“ Die Basler haben das Glück, einen ebenso lebenswürdigen und wohlmeinenden wie fachkundigen und erfahrenen Leiter ihrer städtischen Berufsberatungsstelle zu besitzen. Eltern und Vormünder holen sich dort Rat und Hilfe, wenn an sie die verantwortungsvolle Aufgabe herantritt, einem heranwachsenden Kinde oder Pflegerling den passenden Beruf zu suchen und die bestmögliche Lehrstelle zu sichern. Herr Otto Stocker hat über das Thema Berufswahl und Lehrlingsfürsorge auch schon etliche Schriften geschrieben, die in Erzieherkreisen mit großem Interesse aufgenommen wurden. So erschien als Nr. 38 von Ratschers Schriften für Schweizer Art und Kunst der Vortrag „Erfahrungen in der Berufsberatung“, den Stocker 1915 im Schoße der Neuen Helvetischen Gesellschaft hielt. In Uebereinstimmung mit allen einsichtigen Volkswirtschaftlern mahnt er die intelligente Jugend, mehr als bisher sich dem Handwerk zuzuwenden, das den Nachwuchs von tüchtigen Leuten dringend nötig hat. Eltern und Lehrern sei diese Schrift, sowie auch die oben genannte warm empfohlen. Beide geben über alle Fragen der Berufswahl die wünschenswerten Auskünfte.